



Predigt am 27. September 2014
Marktkirche
Johannitertag der Hannoverschen Genossenschaft

Gen 2,4b - 9

Es gilt das gesprochene Wort

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott unserm Vater und unserm Herrn Jesus Christus, Amen

Liebe Gemeinde,

„Tief ist der Brunnen der Vergangenheit. Sollte man ihn nicht unergründlich nennen?“ so beginnt Thomas Mann sein monumentales Werk Joseph und seine Brüder. Weit holt der berühmte Autor aus, um die Geschichte des Orients und seine Überlieferung zu skizzieren. Immer betonend, dass es dabei um die Geschichte des Menschenwesen gehe. „...dies Rätselwesen“ schreibt er, „das unser eines natürlich-lusthaftes und übernatürlich-elendes Dasein in sich schließt und dessen Geheimnis sehr begreiflicher Weise das A und O all unseres Redens und Fragens bildet, allem Reden Bedrängtheit und Feuer, allem Fragen seine Inständigkeit verleiht.“

Nicht ganz so weit gehen sie zurück, verehrte Ritterbrüder an diesem Rittertag 2014, wenn sie an 150 Jahre Hannoversche Genossenschaft des Johanniterordens erinnern. Und dennoch geht der historische Blick auch bei Ihnen zurück auf Fragen der „Inständigkeit“ Ihrer Tradition. Was waren und sind die aufrichtigen Haltungen und Versprechen, die sie sich selbst und anderen geben, und wie beständig und glaubwürdig wurden und werden diese Haltungen durch all die Jahrhunderte, die eben viel weiter zurückreichen als die benannten 150 Jahre, heute gelebt?

Uns ist aufgegeben in der biblischen Auslegung auch weit zurückzuschauen auf eine bekannte biblische Geschichte. Es ist die älteste Schöpfungsgeschichte, die in den Worten „Da machte Gott der Herr den Menschen“ den Ursprung der Selbsterinnerung markiert. In mythologischen Bildern wird die Brunnentiefe gelotet.

Wo also lag das Paradies? Der Garten Eden? Wo lag „Der Ort der Ruhe und des Glückes, die Heimat der Menschen“, wie es Thomas Mann beschreibt. Der Ursprung dieses Wortes kommt aus dem Altiranischen und heißt so viel wie umfriedeter Park. Wo lag dieser heilvolle Lebensraum?

Gleich auf den ersten Seiten der Bibel ist zu lesen, wie Gott die Welt ursprünglich gemeint hat: gut. Dort, wo die Menschen lebten, war es besonders gut - ein wahres Paradies. Und nach uralter Überlieferung soll dieses Paradies irgendwo in dem Land zwischen Euphrat und Tigris gelegen haben. Also ungefähr da, wo heute der Irak liegt.

Damals, ganz am Anfang der Menschheitsgeschichte, muss es ein großer, blühender Garten gewesen sein: der Garten Eden, frei von allen Problemen. Die Tiere und die Pflanzen im Paradies lebten in völligem Einklang. Was ist aus diesem Teil des blühenden Halbmondes geworden? Mit Schrecken lesen wir Nachrichten aus dieser Region. Mit Entsetzen hören wir in diesen Wochen und Monaten von den Gräueltaten der Menschenverächter im Nordirak, die unter dem Deckmantel des Islam ihre Untaten treiben. Der Ort, der im Mythos als Ursprungsort des Guten galt, ist zur Hölle geworden. Wo die heilige Verbindung zwischen Gott und Mensch begann, wird der Mensch dem Menschen zum Wolf.

Im Mythos blieb das Paradies immer ein wundersamer Herkunftsort, ein Suchbild. Und schon die Erzählung vom Sündenfall zeigt: Das Idyll der Harmonie von Gott und Schöpfung haben wir früh verloren.

„Das verlorene Paradies“, so hieß vor vielen Jahren eine Ausstellung mit Bildern von Paul Gauguin in Berlin. Gauguin malte in Tahiti das, was ihm wie das Paradies erschien: Inmitten einer südlichen Landschaft bewegen sich Frauen im Einklang mit der Natur, oft sind sie nackt oder nur halb bekleidet. Der Maler suchte das Leben, das er sich erträumte, weitab von der geschäftigen Großstadt Paris mit ihrer Sucht nach Reichtum und ihren gesellschaftlichen Intrigen. Er fand das Paradies auf Tahiti, wo er das Leben der Maori bewunderte und malte, aber selbst weitgehend Betrachter blieb. Er, geplagt von Krankheiten und Finanzsorgen, war ausgeschlossen aus diesem Paradies, vor dessen Toren er bewundernd und voller Sehnsucht stand und begehrte, eingelassen zu werden. Für ihn, den Europäer, war das Paradies längst verloren, und eine Rückkehr dorthin unmöglich. So konnte er nur von außen seine Schönheit und Harmonie bewundern und sich nach dem sehnen, was ihm verloren gegangen war.

Diese Erfahrung des umfriedeten Gartens, der keinen Zugang erlaubt oder höchstens einen temporären Aufenthalt zulässt, erleben wir in allen heutigen Paradiesvorstellungen. Wir bleiben draußen. Die Tourismusbranche nutzt für ihre Marketingstrategien den Begriff, sie beutet unsere Phantasien aus. Wo liegt nicht überall das Paradies? In der Südsee oder vielleicht doch in der Karibik. Für uns ist es immer nur zeitweilig oder oft mit viel Geld zu erreichen. Und falls wir Eingang auf Dauer finden, so zerfällt dieser Ort in der Gewohnheit ins Gewöhnliche. Der Zustand einer völligen Harmonie mit der gesamten Mitwelt bleibt uns nur noch als Sehnsucht oder Traum vor Augen.

Schauen wir ein wenig auf den Text. Eine nackte Fassade der Erde, ohne Natur wird skizziert, ohne Regen, ohne Tiere, ohne Menschen. Es heißt: „Aber ein Nebel stieg auf von der Erde und feuchtete alles Land. Da machte Gott der Herr den Menschen aus Erde vom Acker und blies ihm den Odem des Lebens in seine Nase. Und so ward der Mensch ein lebendiges Wesen.“ Was meint dieses seltsame Zusammenspiel von Boden und Mensch? Ich möchte in der Auslegung nicht zuerst auf den Menschen, sondern auf den Boden eingehen. Dazu ein paar Gedanken.

Zuerst: Wer durch die judäischen Berge, den Landstrich südlich von Jerusalem in Israel fährt, ein Landstrich um deren Besitz zwischen Israel und den Palästinenser gestritten wird, wundert sich an einigen Orten über die rötliche Farbe der Erde. Gerade im Vergleich mit den Bodenfarben in der norddeutschen Tiefebene, die hellen Sandböden der Heide oder die Schwarzerde in der Hildesheimer Börde, scheint es, als habe jemand mit einem roten Pinsel die Erde angemalt. Diese Terra Rossa, die sich an vielen Orten im Nahen Osten und am Mittelmeer findet, ist bei ausreichender Wasserversorgung ein relativ fruchtbarer Boden. Diese rote Farbe legt eine Spur in dem Schöpfungsmythos der Hebräischen Bibel.

Das hebräische Nomen adamah „Ackerboden“ leitet sich ab von der semitischen Wurzel 'dm „rot sein“ – ein Hinweis eben auf den rötlichen Eindruck, den die Ackererde hinterlässt. Adamah ist das vom Bauern zu bestellende kultivierte und fruchtbare Land. Die Vorstellung in der alttestamentlichen Überlieferung, dass der Mensch aus Erde geformt wurde, ist mehr als nur eine einfache Metapher. Wie ein roter Faden zieht sich das Thema der engen Verbindung zwischen Mensch und Boden durch die jüdische Literatur. Es wird nicht unterschieden zwischen einer lebendigen und einer leblosen Natur. In Psalm 96,12 jubelt sogar das Feld: „Das Feld sei fröhlich und alles, was darauf ist.“ Die Erde ist Bestandteil der menschlichen Beschaffenheit. Erde und Mensch sind Synonyme, sie haben den gleichen Ursprung. Gleiches gilt auch für die Tierwelt, die ebenso in der Hebräischen Bibel aus der Erde geschaffen werden.

Mensch und Ackerboden - ein unaufhebbarer Zusammenhang. Doch dieser Zusammenhang ist durch den Sündenfall gestört. „Verflucht sei der Acker um deinetwillen.“ Gen 3,17. „Mit Mühsal sollst du dich von ihm nähren dein Leben lang.“

Zum Zweiten: „Der Ort der Ruhe und des Glückes, die Heimat der Menschen“ sind verloren. Endgültig. Doch mit diesem Mythos rückt die Erde in den Mittelpunkt. In diesem Blickwinkel erkennen wir, dass die Rede von der „Umwelt“ des Menschen viel zu kurz greift. Die Erde ist nicht ein Teil der „Umwelt“ des Menschen sondern der Mensch ist ein Teil der Natur. Der Boden ist nicht ein Gegenstand der Bewahrung, sondern ein Teil der natürlichen Mitwelt. Deren langfristigen Erhalt müssen wir sichern. Das ist kein Gebot des Naturschutzes, sondern ein theologischer Auftrag. Wenn wir Gott als den Schöpfer dieser Erde glauben und ihn als

Eigentümer respektieren, dann müssen wir auch anerkennen, dass die Natur als sein Eigentum respektiert wird. Wir dürfen dieses Eigentum weder schädigen noch zerstören.

Eine solche Haltung hat weitreichende Folgen für den Umgang mit dem Boden. Jede Zerstörung des Bodens, jede Vernichtung natürlicher Flächen muss sich nicht allein aus menschlichen Interessen begründen, sondern muss auch in einem Verhältnis zur nachhaltigen Bewahrung der Natur verstanden werden. Jeder Landraub, jede Ausnutzung des Bodens für kurzfristige Erträge, jede dauerhafte Schädigung des Bodens sind zu verurteilen. Gottes Einwohnung in dieser Welt darf nicht auf das menschliche Wohl reduziert werden. Er ist erschaffen zum Bilde Gottes und entnommen der Erde. Als Teil der Natur hat er eine herausgehobene Verantwortung, diese Mitwelt zu bewahren. Er muss die Lebensfähigkeit der Erde fördern, weil er anerkennt, dass sie eine Gabe Gottes ist, genauso wie er selbst. Ein solcher Einklang mit der Natur liegt in Zeiten wirtschaftlicher Wachstumsideologien und rasanter industrieller Entwicklung noch in weiter Ferne. Die Verheißung aus dem Propheten Jesaja bleiben eine strenge Mahnung: damit „ ...die Wüsten zum Acker werden und der Acker wie ein Wald geachtet wird und die Gerechtigkeit auf dem Acker hausen werden.“ Jes 32, 15,16

Zum Dritten: Der nicht-militärische Auftrag der Ritterorden entstand, weil Menschen, die Land und heimatlichen Boden verlassen hatten, in Krankheit oder Not gerieten. Die Hospitäler waren Raststätten am Weg. Orte, die Heilung bringen sollten. Aus dieser Initiative ist durch die Jahrhunderte eine umfangreiche Versorgung von hilfsbedürftigen Menschen geworden. Heute sind es hunderttausende, die heimatlichen Boden verlassen, weil sie um Leib und Leben fürchten. Auch sie suchen Orte des Heils.

Zum Vierten: Die Rede vom Paradies steht am Anfang der Bibel, aber auch an ihrem Ende. Sie rahmt die Geschichte Gottes mit den Menschen ein. Aus der Idee der Herkunft speist sich die Zukunft. Auch in der Offenbarung lesen wir vom Paradies. Aber das alte Bild wird nicht einfach wiederholt. Die Utopie des Paradiesgartens wird zwar zitiert, aber der Garten ist in die Stadt hineingewandert. Die Ströme des Paradieses durchfließen die Stadt. Sie ist ein kunstvolles Gebilde. Ein Quader von riesigen Ausmaßen, ästhetisch vollkommen gestaltet mit zwölf offenen Toren, die jeweils von zwölf verschiedenen kostbaren Edelsteinen verziert sind. Sie zeigen in ihrer Weise das Zusammenspiel von Natur und Kunst, von Individualität und Sozialität. Die Unterscheidung von Fremden und Einheimischen ist aufgehoben. Schließlich wird auch die Nacht - die Sphäre der dunklen Mächte - verwandelt ins Licht. Und vielleicht das überraschende an dieser Vision: In der Stadt gibt es keine Tempel mehr. Gott selbst wohnt bei und in den Menschen. Sie sind die lebendigen Wohnungen Gottes. Der Geist Gottes hat sich in die Herzen der Menschen eingeschrieben.



Wir schauen wieder in den Nordirak,
wir sehen die Wunden unserer Gesellschaft und
wir spüren unsere Schuld im Umgang mit den Mitgeschöpfen.
Und dann lesen wir: „Gott gedachte es gut zu machen“.

Aus diesem Geist speist sich noch immer die Hoffnung für eine Zukunft in Frieden und
Versöhnung.

Amen